

Am folgenden Tage verließen wir La Sentinella und gingen nach Ischia, wo wir die alte, fette Wirthin des einsamen Kaffeehauses nicht wenig erfreuten, als wir ihren gesammten Vorrath von Mokka-Kaffee und so viel Milch und Weißbrod aufzehrten, als alle Ziegen und Bäcker in der Runde nur hatten liefern können. Dieß geschah, ohne daß wir, wohl zu merken, ungebührliche Schlemmer gewesen wären, denn nichts ist auffallender in den kleinen Städten Italiens, als die dürftigen Vorräthe von guten Lebensmitteln, die sich austreiben lassen, wenn etwa drei hungrige Milordi ankommen. Diese Hungersnoth scheint aber nur in einiger Entfernung von größeren Städten zu Hause zu seyn; hier sind die Märkte reichlich versehen, und die Menschen, die man in einer Trattoria findet, sind die größten Prasser, die man sehen kann. Ein Fiedler nimmt hier oft mehr zu sich, als ein Duzend magere Bauern verzehren könnten. Wir begaben uns nun zum Hafen, wo mehre große Böde mit weißem Wein und Marmor, den Hauptstapelwaaren der Insel, beladen wurden. Nach einem langen Wortwechsel bekamen wir auch ein kleines Fahrzeug. Wir ruderten an Vivara vorüber. Diese kleine, felsige Insel hat keine zweibeinigen Bewohner, aber unzählige Kaninchen, die unter dem Schutze des großen Jägers zu Neapel stehen. Wir landeten in der kleinen Bai von Etlavarella, auf der Abendseite der Insel Procida, nahmen einen Schiffer als Wegweiser mit und wiesen die Uebrigen an, uns in Marino zu erwarten.

Procida ist eine merkwürdige Insel. Sie hat in ihrer größten Länge anderthalb Stunden, und soll doch 18.000 Bewohner haben. Wir mußten diese Angabe für wahrscheinlich genug halten, da wir auf einer Wanderung von einer Stunde durch eine ununterbrochene Reihe von Häusern kamen, von welcher mehre Seitengassen ausliefen. Die Bewohner leben von Schiffbau und Handel und sollen sehr gute Seeleute seyn. Gartenfrüchte kommen von Neapel, da hier nichts als Schiffe und Menschen hervorgebracht werden. Die Insel hat übrigens, ausser der Frauentracht, nichts sonderlich Reizendes. Nach einer kurzen Wanderung gingen wir nach Marino, dem großen Hafen der Insel, in einer halbkreisförmigen Bai, die von Schiffen und Seeleuten belebt war. Wir hielten uns hier nur so lange auf, bis ein frigitore publico uns etwas Hammelfleisch gebraten hatte, und

als unser Boot mit verschiedenen Lebensmitteln versehen war, schifften wir uns nach Capri ein.

Eine schwere Aufgabe war es, die Insel, die über 12 Stunden entfernt ist, vor Sonnenuntergang zu erreichen, aber wir boten alles auf. Es war vollkommene Windstille; der milde, blaue Himmel lag unbewegt über dem Meere, und die spiegelglatte Fläche, durchsichtig, wie die Luft, zeigte den Schatten des um das Boot spielenden Wellenschlages auf dem klaren, sandigen Grunde. Blickten wir vorwärts, so schien ein Felsen, oder eine Sandbank, oder eine vielästige Seepflanze, wiewohl tief im Meere, durch die Brechung des Lichtes der Oberfläche so nahe gerückt, als ob der Kiel des Bootes hätte anstoßen können. Als wir die Hälfte unseres Weges zurückgelegt hatten, waren wir gleichweit von den Hauptgegenständen in der Bai von Neapel entfernt. Capri's schroffe Felsen lagen vor uns; die hohen Gipfel des Epomeo, des Vesuv, und des höher ansteigenden Monte Sant'Angelo jenseit; alles nur in schattigen Umrissen sichtbar, wie in trübem Scheindaseyn, von dem Nebel, der an heißen Tagen auf dem Wasser liegt, mächtig vergrößert. Selbst in dieser frühen Jahreszeit saßen wir gern unter dem Schatten unserer Regenschirme, da die Sonne mit Hundstaggglut uns beschien. Unsere drei Ruderer hatten sich bis auf's Hemde entkleidet, und ein junger Bursche, schwarzbraun wie ein Indianer, und eben so nackt, saß kauernnd im Hintertheil des Bootes am Ruder und glich einem Pavian beinahe eben so sehr, als das kleine Bild des heiligen Josephs, das zur Beschüzung des Fahrzeuges auf dem Schiffsnabel ausgeschnitten war.

(Der Beschluß folgt.)

A n e k d o t e .

Ludwig XIV. hatte die Vermählung der Tochter des Herzogs v. Orleans mit Philipp IV. von Spanien beschlossen, und sagte, nachdem er ihr seinen Willen eröffnet hatte, zu derselben: Du siehst, liebe Nichte, daß ich, selbst wenn Du meine Tochter wärest, nicht mehr für Dich thun könnte. — Die Prinzessin, der diese Verbindung nicht sehr zusagte, und die sich immer mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, der König werde sie mit dem Dauphin vermählen, erwiderte: „Es ist wahr, Sie hätten für Ihre Tochter nicht mehr thun können, wohl aber für Ihre Nichte, wenn Sie gewollt hätten.“

* * n * r .